

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 70. Bromberg, den 20. April 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von **Otfried v. Hanstein.**

Erstes Kapitel.

Langsam, ganz langsam ließ die Wut des Sturmes nach. Die tief herunterhängenden Wolken begannen sich ein wenig zu heben, und durch ihr Dunkel schimmerte wieder ein etwas lichterer Streifen. Freilich, noch immer lag ein bleiernes Grau über den Wogen, und diese selbst peitschten sich immer wieder zu gewaltigen, weiß schäumenden Bergen auf.

*

Die „Hierogawa Maru“, der kleine japanische Regierungsdampfer, der von den Palau-Inseln sich nach Norden in der Richtung auf Yokohama durch den Taifun gekämpft hat, wird auch jetzt noch wie ein Spielball auf den Wellen hin und her geschaukelt. Er hat leichte Schlagseite. Wüst sieht's auf ihm aus. Die Kommandobrücke und ein Teil der Deckbauten sind zertrümmert und über Bord gerissen. Das Geländer der Reling fehlt fast vollständig. Ein elender Notschornstein wird soeben errichtet, und die Hälfte der Mannschaft ist andauernd am Pumpen. Ein furchtbarer Tag und eine noch furchtbarere Nacht sind vorüber, und tödliche Müdigkeit liegt auf den Augen der Männer, die an Bord arbeiten.

Fast wäre sie selbst im Orkan zugrunde gegangen, die „Hierogawa Maru“, und mit ihr Graf Yoshimata, der neue Gouverneur der Kolonien in der Südsee. Aber Unmenschen sind sie nicht, die kleinen, zähen Japaner, denn wenn sie auch selbst in größter Gefahr waren, haben sie nichts unversucht gelassen, wenigstens die Mannschaft des deutschen Dampfers „Schwalbe“ zu retten, den sie hilflos mit gebrochenem Ruder und von den Wogen ausgeschlagenen Feuern, leck gesprungen, in dem Chaos der vom Taifun aufgepeitschten See taumeln sahen.

Vergebene Mühe. Wer könnte ein Boot aussetzen, während der Taifun rast! Vor ihren Augen brach das deutsche Schiff mitten auseinander und versank in den Fluten.

Und doch war's auf diesem noch möglich gewesen, ein einziges Boot zu Wasser zu bringen. Ein Zufall hatte es dicht an die „Hierogawa Maru“ herangeschleudert. Acht Männer standen darin und griffen nach dem Seil, dann flog von der „Hierogawa Maru“ ein zweites herab. Die Männer unten im Boot schrien hinauf:

„Zuerst die Frau und den Kranken!“

Eine Sekunde schien der Ozean seinen Atem anzuhalten. Die Frau wurde an Bord gezogen — ohnmächtig hing sie in dem Gürtel, den man ihr umgeschnallt. Nach ihr ein ebenso ohnmächtiger junger Mensch. Dann wollten die Männer am Tau emporsteigen, da kam es wieder herangerast — eine furchtbare, haushohe Woge, die klatschend, brüllend und spritzend auf die „Hierogawa Maru“ niederbrach, so daß alle Männer an Bord sich niederwerfen und festkrallen mußten, wo sie eben nur irgendeine Eisenstange oder ein Tau greifen.

Die „Hierogawa Maru“ richtet sich wieder auf. In Sturzbächen strömt das Wasser in den Ozean zurück, die Männer spähen nach dem Boot mit den deutschen Schiffbrüchigen — es ist verschwunden. Weit draußen wird es von einem neuen Wellenberge kieloben davongeschleudert. Seine sechs Insassen sind spurlos verschwunden. Wahnsinn wäre es, nach ihnen zu suchen.

So ist es geschehen, daß Elisabeth Gerlach und Ulrich, ihr achtzehnjähriger Sohn, als die einzigen Überlebenden des im Taifun zerbrochenen Dampfers auf die „Hierogawa Maru“ gekommen sind.

Klein ist das japanische Schiffchen, ein Wunder, daß es selbst nicht im Sturme vernichtet wurde. Und auch auf ihm gibt es Todesopfer. Als die furchtbaren Sturzwellen auf das Deck niederbrausten und das Kommandohaus zerschlugen, lag der Schiffsarzt tot unter den Trümmern. Das Deck ist zum Teil durchschlagen; die Kajüte mit dem Speiseraum ein wüster Haufen durcheinandergeschüttelter Trümmer. Gastkabinen gibt's nicht an Bord des kleinen Fahrzeuges. Ein Wunder, daß das Logis des Kapitäns, in dem der Gouverneur wohnt, und seltsamer noch, daß der Raum für den drahtlosen Funker unbeschädigt geblieben.

Hierhin hat man die beiden Ohnmächtigen getragen. Ulrich Gerlach ist schwer verwundet. Blut liegt geronnen auf Gesicht und Brust, und er atmet schwer.

Ohnmächtig und totenbleich ist die Frau — der erste Blick aber lehrt, daß es Mutter und Sohn sind. Man hat den Verwundeten auf das Ruhebett des Funkers gelegt und eine Matratze herbeigeschafft, auf die man die ohnmächtige Frau bettet.

Doktor Nagao Nitobe, der jugendliche Assistent des Schiffsarztes, der als Volontär seine erste Reise mitmacht, ist hinuntergegangen, um zu sehen, was er aus der verwüsteten Kabine, die dem Oberarzt als Lazarett diente, an Verbandszeug und Instrumenten zu retten imstande ist. —

Schwerfällig kämpft sich die „Hierogawa Maru“ durch die langsam sich beruhigenden Fluten des Ozeans. Kapitän und Gouverneur sind an Deck. Der erste Offizier sucht nach dem Leck unten im Schiffsraum. Doktor Nagao Nitobe hat vorläufig mit den Verletzten der Mannschaft zu tun.

— — — Elisabeth Gerlach fährt aus ihrer Ohnmacht empor. — Sie blickt sich um, und in ihren Augen ist starres Entsetzen und Nichtverstehen. Dämmerig ist es um sie her, obgleich heller Tag ist, denn die kleinen, runden Bullaugen des Raumes sind vom Schmutz kaum durchsichtig. Ihr Kopf schmerzt. Ihr Herz schlägt so laut, daß ihr ist, als hörte sie dröhnende Hammerschläge. Dies kranke, arme Herz, das so gar nicht mehr mitmachen will. Sie streicht mit der Hand über ihre Stirne. Wie schwer es ist, diese Hand zu erheben. Wie naß ihr das langsam ergrauende Haar an den Schläfen klebt. — Jetzt zuckt sie zusammen. Jetzt erst kommt ihr die erste Erinnerung.

„Ulrich!“

Ein Stöhnen dringt an ihr Ohr. — Nie hat ihr eine herrliche Musik lieblicher geklungen, als dieses Stöhnen. — Neben ihr auf dem Bett liegt ihr einziger Sohn — ihr Glück — ihre größte und einzige Sorge. Sie sinkt wieder zurück. Er ist krank, er ist verwundet —, aber er lebt —, sie sind gerettet, und der gütige Gott, der sie aus der furchtbaren Wassersnot rettete, wird ihn auch jetzt nicht sterben lassen.

Sie schließt wieder die Augen, aber sie findet keinen Schlaf mehr — ihre Nerven sind furchtbar erregt. Bisweilen ist es ein kurzer, wüster Schlaf, der sie überkommt, dann aber fährt sie wieder empor. Sie erlebt noch einmal das Grauen des Schiffsbruchs. Wie sie an Deck des deutschen Dampfers steht, wie der Himmel in seltsamen, unheimlichen, gelbroten Flammen erglüht, die dann in ein fahles Graugelb verschwimmen, wie eine riesige, meilenhohe, tiefschwarze Wand pfeilschnell heranjagt, wie ganz plötzlich ein furchtbarer Windstoß mit Pfeifen und Heulen daherfaust, das Meer aufpeitscht und das Schiff tief auf die Seite neigt. Wie der Kapitän sie in die Kajüte hinabweist, wie sie dort mit ihrem nach der langen Krankheit noch nervenschwachen Sohn kauert und angstvoll auf das Brüllen und Toben lauscht, wie dann das Furchtbare geschieht, riesenhafte Wogen über die Treppen herunterstürzen, krachend und berstend über ihr alles zu brechen und zu zersplittern scheint, wie das Schiff hart auf der Seite liegt und die Matrosen sie mit hartem Griff in die Höhe reißen — dann weiß sie nichts mehr. Aber wieder sieht sie sich in einem kleinen Kahn, ganz allein auf der furchtbaren Wasserwüste, wie ein Spielball umhergeschleudert zwischen himmelhohen Wogenkämmen und abgrundtiefen Tälern.

*

Sie weiß es nicht, was besser ist: wachend an diese furchtbaren Schrecknisse zu denken oder die Augen zu schließen und sie noch einmal mit zu durchleben.

Sie ist nicht allein mit ihrem Sohn in dem kleinen Raum. Ihr gegenüber, dort, wo eine Reihe seltsamer, unverständlicher Apparate angebracht ist, hockt auf einem Stuhl ein junger Japaner, der Funker des Schiffes. Außerordentliches hat er geleistet in den letzten Tagen und Nächten. Kein Schlaf kam in seine Augen, immerwährend hörte er auf die Töne, die aus dem Schalltrichter des Lautsprechers drangen, und sah auf die Taster des Morsealphabetes vor seinen Händen. Jetzt hat es auch ihn übermannt. Die Gefahr ist vorüber, und auch bei ihm geben die Nerven nach. Er ist eingeschlafen, die Apparate vor ihm sind abgestellt und schweigen.

Wieder fährt Elisabeth auf. Ein dumpfer Schlag hat sie aus dem Schlummer gerissen. Sie weiß nicht, was geschehen. — Hat keine Kraft, sich umzublicken, sieht es nicht, daß der junge Japaner vom Stuhle gefallen ist und nun, ruhig weiterschlafend, am Boden des Raumes liegt. Dann aber richtet sie sich auf. Jetzt ist ihr, als erfüllten Stimmen, unheimliche, raunende Stimmen in verschiedenen Sprachen ihr Ohr. Und dazwischen ein Pochen und Hämmern, rhythmisch, bald taktmäßig fast wie eine Melodie, dann wieder in Pausen, einzelne, kurze Schläge. Jetzt ein lautes Kreischen und Heulen. Sie hockt auf ihrem Lager, sie preßt ihre beiden Hände an ihre Schläfen — eine furchtbare Erkenntnis dämmert in ihr auf.

Der Wahnsinn ist da.

Nein, wie kann sie wahnsinnig sein, wenn sie klar genug ist, um selbst darüber nachzudenken, daß sie wahnsinnig ist? Und doch, sie fühlt ihre Plse, sie schlagen langsam, sie kann kein Fieber haben; aber sie hört doch diese schrecklichen Töne diese Teufelsstimmen um sie herum — das ganze Zimmer ist erfüllt von ihnen und dem furchtbaren Pochen und Hämmern, bald aussetzend, bald um so stärker wieder anschwellend. Jetzt klingt es wie Hilferufe, dann sogar wie Musik — ja, jetzt hört sie ganz deutlich ein Orchester zum Tanze aufspielen, immer durch tausend andere Laute unterbrochen — französische, englische, japanische Brocken, ein Durcheinander von Stimmen, und wie Hohn dazwischen immer wieder Musik. Nun schlagen ihre Pulse wirklich. Sie hat sich aufgerichtet und hockt auf den Knien. Jetzt liegt in der Tat Wahnsinn in ihren entsetzten Augen, und plötzlich steht das Bild eines Mannes vor ihr, des Mannes, an den sie allein gedacht in dem furchtbaren Jammer der letzten Jahre. Des Mannes, den sie verließ, und den sie doch einzig geliebt hat in ihrem Leben.

Sie begreift es selbst nicht, warum sie jetzt gerade an ihn denkt. Sie kann überhaupt nichts begreifen, und doch ist's so natürlich. Sie hat in all diesen Wochen, seit Robert Gerlach tot ist, an nichts gedacht als an jenen. Wie furchtbar das ist. — Jetzt hört sie noch viel klarer als vorher. Hunderte durcheinanderschwingender und schwirrender Stimmen und mitten hinein einen fröhlichen Marsch, und dazu dieses laute Pochen — das Pochen ihres eigenen Herzens. Sie ist in höchster Ekstase. Sie fühlt, sie muß selbst schreien, schreien so laut sie nur kann, um diese Teufelsstimmen zu übertönen. Auf ihren Knien schleppt sie sich vorwärts, kniet mitten in dem kleinen Raum, hebt ihre Hände empor und schreit, so laut sie vermag: „Severin Magnus — Severin Magnus — hilf, ich bin hier, Elisabeth Gerlach, und Ulrich! Hilf, hilf uns, ehe ich wahnsinnig geworden bin!"

Sie weiß, wie lächerlich das ist, wie vollkommen lächerlich, aber es ist ja gleichgültig, was sie ruft; nur diese schrecklichen Stimmen um sie herum übergellen. Die Anstrengung des Schreies war zu groß. Sie bricht nieder, liegt auf dem Boden, ihr Gesicht in die Hände gepreßt, und schluchzt, während das Gewirr der Stimmen um sie herum tönt. Es dauert vielleicht eine Viertelstunde. Sie hat sich kraftlos ergeben. Da fährt sie wieder empor. Eine furchtbare Erkenntnis. Gab es noch einen Zweifel — jetzt weiß sie, der Wahnsinn ist da. Noch immer tönt das Lärmen fort, nur die Musik ist verstummt. Weniger Stimmen wirbeln durcheinander. Dafür aber eine — nein, nein!

Sie hat plötzlich Kraft, aufzustehen, steht noch aufgerichtet, und eiskalt fließt es an ihrem Körper hinunter. Ganz laut hört sie eine Stimme — eine Stimme, die sie aus tausenden erkennt.

„Hier bin ich, Severin Magnus — Elisabeth Gerlach, wo bist du, wie kann ich dir helfen? Hier, hörst du mich, Elisabeth? Hier Severin Magnus!" Sie steht einen Augenblick. Ein Zittern fliegt über ihre Glieder. Dann knicken ihre Knie kraftlos nieder. Sie bricht in sich zusammen, und eine neue Ohnmacht umfängt ihre Sinne.

Es ist Nacht — Herbststurmnacht. Über Berlin fegt der Orkan und schwarze Wolken jagen über den Himmel. Draußen in dem Tegeler Forst liegt ein einsames Haus. Irgendein Sonderling hat es vor zweihundert Jahren gebaut. — Ein verschrobener Gelehrter, der sich einbildete, er hätte die Kunst des Goldmachens erfunden. Lange stand es dann einsam und verlassen, denn es galt als ein Spukhaus. Vor einigen Jahren, als noch der Weltkrieg tobte, hatte Doktor Severin Magnus es für eine kleine Summe gekauft. Jetzt wohnt also wieder ein Sonderling in dem alten Gebäude — Doktor Severin Magnus.

Große Hoffnungen hatte man auf den jungen Arzt gesetzt, als er noch Assistent des Geheimrats Milanius war. Severin Magnus galt als Streber. Dann war er plötzlich aus der Öffentlichkeit so gut wie verschwunden.

Eine schwere Kriegsverwundung hatte ihn heimgeschickt aus dem Felde. Zu der Zeit war's, als er sich in die einsame Villa zurückzog, ganz allein, nur mit einem alten Faktotum und einer noch älteren Magd, die seine Mutter ihm hinterlassen. Dort arbeitete Severin Magnus über seinen Studien Und so war es jahrelang gewesen. Erst in diesem Herbst wurde es plötzlich anders. Da kam er des Abends oft nach Berlin, tauchte hier und da in der Gesellschaft auf. Ein schlanker, hagerer Mann mit scharfgeschnittenen, interessanten Zügen, einer geistvollen Stirn und einem Zug eiserner Energie um den Mund. Seltsam, Severin Magnus hat plötzlich gesellschaftliche Talente in sich entdeckt. Man sollte nicht glauben, wie gut ihm der elegante Frack steht. Die jungen Mädchen schauen nach ihm, und ein Raunen geht in der Gesellschaft umher. Er hat ein neues Heilverfahren entdeckt — oder ist's eine neue Vervollkommnung der Radiotherapie? Man weiß, daß er hier und da Konferenzen mit Geldmännern hat — man weiß, daß er wieder im Hause des Geheimrats Milanius verkehrt.

Geheimrat Milanius ist ein reicher Mann. Das Gold fließt ihm zu, seit man ihn an das Krankenlager des Königs von Spanien und des Mikados von Japan berief. Sein Sanatorium draußen in Wannsee ist fast eine kleine Stadt. Severin Magnus ist nicht wieder bei ihm tätig, aber er wirbt augenfällig um Isolde Milanius, des Geheimrats älteste Tochter.

*

Severin Magnus sitzt in seinem Studierzimmer. Ein Spukhaus ist das alte Gebäude in dem Tegeler Forst im Munde des Volkes. Und wirklich, es sieht seltsam aus. Ein starker Turm ragt mitten aus dem Gebäude heraus. Alte astrologische Instrumente stehen darauf, die einst der erste Besitzer für seine Sterndeutungen benutzte. Sie stehen auch jetzt noch, aber neben ihnen strebt ein schlanker eiserner Mast empor, und ein Netz von Antennendrähten spannt sich von ihm zur Erde.

Das Arbeitszimmer des Arztes ist zugleich Laboratorium. Große Empfangs- und Aufgabeapparate für drahtlose Telegraphie sind, neuartig angeordnet, auf seinem Tisch. Im Nebenraum bergen riesige Akkumulatoren elektrische Kraft. Ein ganzes System kunstvoll geordneter Kathodenröhren leuchtet mit grimmigen Flämmchen. Severin Magnus sitzt im Stuhl vor dem Schreibtisch. Sein Gesicht ist finster. Man sieht es ihm an, daß er überlegt. Ein schwerer Entschluß ist in seiner Brust. Geld! Er muß Geld haben. Er weiß, daß es Großes, daß es Geniales ist, was er erfunden, aber er ist mit seinen Mitteln am Ende. Was er

besaß, hat er seinem Werke geopfert. Und er fühlt, daß es ein Unrecht wäre es an der Welt, es fallen zu lassen. An diesem Morgen sprach er mit Geheimrat Milanius. Ein Achselzucken, ein geringschätziges Lächeln. War's nicht auch so, als Röntgen zum erstenmal mit dem Wunderwerkzeug seiner Strahlen sich an die Öffentlichkeit wagte? Er sprach gestern mit Kommerzienrat Hölderlin, dem Generaldirektor der großen Telefunkenwerke.

Ein Achselzucken. Ein verbindliches Kopfschütteln.

Des Doktors Stirn runzelte sich zusammen. Eine schnelle Bewegung seines Hauptes zeigt einen Entschluß. Isolde Milanius. Ist sie seine Braut, hat er den Geheimrat in der Hand. Es muß sein!

Laut und dumpf ertönt der Gongschlag der großen Standuhr in der Ecke des Zimmers, und gleichzeitig erscheint ein leises Glockensignal über seinem Schreibtisch. Seltsam sieht dort die Wand aus. Kein Bild. Nur eine Anzahl matter Glasscheiben, die in die Wand eingelassen sind.

Über jeder dieser sonderbaren Glasscheiben steht eine Inschrift. Da steht über der einen Scheibe das Wort „Blutdruck“, über einer anderen „Herztelegraphie“, über einer dritten „Fieberkurve“, über einer vierten „Röntgenphotographie“ und eine fünfte zeigt die Skala eines Thermometers.

Vor ihm auf der Platte des Schreibtisches steht ein Apparat. Er sieht fast aus wie ein Einschalteapparat für Haustelephonie. Eine ganze Anzahl Löcher in einer Metallplatte und ein Stöpsel an langer Schnur. Und über jedem der Löcher ist zwischen zwei Falzen ein kleines Kartonschildchen eingeschoben, das einen Namen trägt.

Doktor Magnus ist in den letzten Wochen nicht mehr allein in seinem Hause gewesen. Hier und da kam ein Krankenwagen und brachte einen Schwerleidenden zu ihm. Auch zwei Krankenschwestern waren seitdem in dem Hause. Anschließend an den Hauptbau, nur durch einen Gang von ihm getrennt, steht mitten in dem verwilderten Garten ein kleiner Pavillon, in den sechs Zimmern dieses Baues liegen sechs Kranke. Schwerkranke, mit Herzleiden oder hohen typhösen Fiebern. Arme, Ausgestoßene der Menschheit, die ihrem Tode entgegensiechen, und die er zu sich genommen. Aber sie sehen ihren Arzt fast niemals.

Der Doktor steht auf. Er drückt den Stöpsel in eine der Öffnungen, und sofort belebt sich die Wand. Otto Schulz ist der Name auf dem kleinen Kartonplättchen. Doktor Magnus weiß kaum, wie der Mann aussieht. Er hat ihn untersucht, als er vor vierzehn Tagen eingeliefert wurde. Seitdem war er nie mehr in seinem Zimmer, und trotzdem betreut er ihn mit peinlichster Sorgfalt.

Er sitzt in seinem Schreibtischstuhl und sieht auf die Wand. Da steht hell und klar ein Röntgenbild, das ihm Herz und Brustkorb des Kranken zeigt. Doktor Magnus nickt. Die eitrigen Herde sind weiter zurückgegangen. Er sieht weiter nach oben und drückt auf einen anderen Knopf. Da erscheint in deutlicher Zeichnung die Kurve der Herztöne, und gleichzeitig gibt der Schalltrichter des Wiedergabeapparates die Schläge jenes Herzens wieder. Ein Zeiger auf der dritten Platte deutet die Höhe des Blutdrucks an, auf der vierten verfolgt der Arzt die Fieberkurve, und auf jeder Thermometerskala zeigt sich genau der augenblickliche Stand der Temperatur Darunter erscheinen auf einer anderen Platte die Worte: „Patient ruhig, Nahrungsaufnahme gut.“ Doktor Magnus nickt. Mit einem Blick hat er hier an seinem Schreibtisch das alles gesehen, wozu er am Krankenbett einer genauen Untersuchung bedurft hätte. Die Genesung schreitet vorwärts. Er greift zum Telephon, und drüben anwortet die Schwester. Er gibt kurze Anordnungen und schließt:

„Ich denke, in acht Tagen können wir den Patienten entlassen.“

In die nächste Öffnung wird der Stöpsel gedrückt, und ein anderes Krankheitsbild steht vor seinen Augen, und so geht es weiter. Vom Schreibtisch aus, ohne aufzustehen, macht er die Krankenbesuche. Ohne von Nebenumständen oder Äußerungen des Kranken beeinflußt zu sein, steht das ganze Krankenbild klar vor seinen Augen. Nummer vier bereitet ihm Sorge. Es ist der schwierige, wechselnde Fall eines zehrenden Fiebers. Er schaltet am Apparat. Eine Weile schnurren die Räder eines verborgenen Mechanismus, dann gleiten oben in langsamer Folge wechselnde Bilder vorüber. Alle die Röntgenaufnahmen, alle die Herztelegramme, alle die Fieberskalen und Blutdruckkurven vom ersten Tage der Einlieferung an. Auch diese Kranke hat er selbst nur ein einziges Mal gesehen, und jetzt wandert klar und deutlich und unbeeinflußt der ganze Entwicklungsgang ihrer Krankheit dort oben an seinem Auge vorüber. Nach einer Stunde ernsten Nachdenkens, ohne sich von seinem Stuhl erhoben zu haben, hat er seinen ärztlichen Rundgang beendet. Er schreitet auf und nieder, und ein Gefühl des Stolzes erfüllt seine Brust. All diese Gedanken, die im Laufe der Zeit von anderen Forschern angeregt und theoretisch erwogen, er hat sie zusammengerafft, ihm ist es gelungen, die seinen Apparate zu bauen, die Kathodenröhren neu zu gruppieren, und in die Praxis umzusetzen, was jene noch als halbe Utopien wähnten.

Der Fernarzt. Ganz gleichgültig ist es, ob der Patient im Nebenzimmer oder tausend Meilen entfernt in der Wildnis des Orinoco oder in der Wüste Sahara liegt. — Der Arzt der Zukunft. Der beratende Arzt, aber natürlich nicht der Chirurg. Ein Rausch überkommt ihn. Er schaltet einen anderen Hebel ein. Dem Forscher erlaubte man, auch in fernen Weiten zu lauschen und seine Wellen dorthin zu senden. Daher die gewaltige Antenne auf seinem Hause. Vor ihm eine Skala verschiedener Wellenlängen. Still ist es um ihn her. Sturm und Wolken draußen haben sich verzogen. Klarer Nachthimmel mit funkelnden Sternen liegt über dem einsamen Hause. Severin Magnus lauscht in das All. Stimmen klingen an sein Ohr. Verschiedene, nicht zueinanderpassende Stimmen. Funksprüche von Schiffen, die auf dem Ozean schwimmen. Musik, die irgendwo draußen im großen Ozean auf einem Dampfer ertönt, Notsignale hilfsbedürftiger Fahrzeuge in Seenot. Absichtlich läßt er seine Hand über den Schalter der Wellenlänge gleiten, um bald hier und bald dort zu lauschen. Nicht die Worte interessieren ihn ja, nur die Gewißheit, daß er die ganze Welt hört, und daß er hinaussprechen könnte zu der ganzen Welt. Und seine Hand sinkt nieder. Jetzt achtet er nicht mehr darauf, daß der große Schalltrichter immer noch von fernher zu ihm spricht.

Geld Geld — Isolde Milanius!

Sein Auge ruht unwillkürlich auf einem kleinen Bilde, das vor ihm auf dem Schreibtisch steht. Ein schlichtes, kleines Mädchen, vielleicht von achtzehn Jahren, schmalwangig, blond und mit vergrämtem Gesicht.

Elisabeth Helmer.

Ein bitteres Lächeln um seinen Mund. Nein, Elisabeth Gerlach.

Kleine, blonde Elisabeth. War es nicht schön, wie er sie lieb hatte und wie sie an ihm hing? Und doch — sie hatte ihn nicht verlassen. Er hat sie gezwungen, sich Robert Gerlach, der nie den Mut gefunden haben würde, um sie zu werben, selbst anzubieten.

Auch das seinem Werke zuliebe.

Arm war Elisabeth Helmer. Arm war auch er. Und er wußte, daß er nicht loskommen würde von seiner Liebe zu ihr, und daß er sich nicht verlieren durfte, wollte er das Werk vollenden. Und an Elisabeth Helmer hatte er zum erstenmal seine Macht über die Menschen erkannt — seine hypnotische Kraft.

Unwillkürlich, ohne daß er es wollte, ein scharfer Blick, und sie sank hilflos zusammen. Da faßte er den grausamen Entschluß. Er wußte, daß Robert Gerlach um sie warb. Er wußte, daß Robert Gerlach sie mit sich hinausnehmen würde auf die Insel Guan, fern in der Südsee, wo er als Ingenieur den Telefunkenturm baute, und er wußte, daß sie ihm freiwillig folgen würde; und er wußte, daß Robert Gerlach niemals der Mensch war, der Elisabeth hätte ein Glück bereiten können. Und trotzdem, er bereitete sich selbst und seiner Liebe einen Riegel.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Osternacht im Kreml.

Von Erwin Baumgarten.

Zum russischen Osterfest.

Als ich noch ein Kind war, stellte ich mir den Kreml als ein einziges großes Schloß vor, in dem der Zar lebte und regierte. Dann durfte ich ihn sehen. Und wie ganz anders und trotzdem viel märchenhafter und prächtiger als alle kindliche Phantasie es sich vorstellen konnte, war diese „weiße Stadt“, wie die Russen den Kreml nennen. Ein altes Sprichwort sagt: „Über Moskau geht nur der Kreml, und über den Kreml geht nur der Himmel“, und man versteht es, wenn man die Kremlhöhe erstiegen hat, eine Art Hochplateau von hohen Mauern umgeben, eine Stadt in der Stadt, doch eine, die nur aus Palästen und Kirchen besteht.

Soll ich dir das Osterfest beschreiben, wie es damals war, im kaiserlichen Moskau mit all seinem Glanz?

Stelle deine Zeitenuhr in der Phantasie um ein Jahrzehnt zurück und komme mit mir durch das Erlösertor. Das Bild über dem Eingang ist vom Zaren Alexei Michailowitsch angebracht, dessen Gebot befahl, daß kein Mann bedeckten Hauptes durch das Tor gehen dürfe.

Nun liegen sie vor dir, die weißen Paläste, die weißen Kathedralen mit den goldenen Kuppeln, im Schnee, obgleich wir April schreiben. Es ist, als ob die Natur auch das ihrige habe dazu tun wollen, um uns einen Traum in weiß und gold zu zeigen. Du trittst an den Rand der Mauerbrüstung und überblickst das Bild der unter dir liegenden Stadt. Dort neben dem von drei Kathedralen umschlossenen Platze liegt das große Kremlpalais mit der weiten Aussicht über

die Moskwa und die Stadt. Hier ist die Löwentreppe, die vom „heiligen Flur“ auf den Kathedralplatz führt, hier empfing oben stehend Iwan der Schreckliche den Boten des zu den Polen geflüchteten Fürsten Kurbski; Iwan stieß ihm einen scharfen Eisenstab durch den Fuß und hörte, auf diesen sich stützend, die Botschaft an; hier ermordeten die Strelitzer die Gegner der Zarin Sophie. Später durfte die Treppe nur noch von Kaisern benutzt werden auf dem Wege zur Krönung in der Himmelfahrtskathedrale. Wieviel Gestalten werden vor dem inneren Auge lebendig: Peter der Große! Dort am Horizont siehst du die Kuppeln des Klosters, in das er seine Schwester verbannte, um auf den Thron zu gelangen, um als Selbstherrscher seinem Volk mit Gewalt europäische Kultur aufzuzwingen und . . . da, mit rauher Hand ergreift mich der Posten, und ich stehe mit beiden Füßen sehr unvermittelt wieder in der Wirklichkeit, denn der gewissenhafte Krieger macht mich mit nicht mißzuverstehender Gebärde darauf aufmerksam, daß es verboten ist, sich an die Wand des Palais anzulehnen! Sehr schnell kommen dir allerhand Unterschiede wieder zum Bewußtsein!

Vom Posten noch argwöhnisch mit den Blicken verfolgt, gehst du durch eins der hohen eisernen Gittertore, die für jeden passierbar sind, dort wieder ein Posten vor einer vielfach gesicherten Tür, es ist die Kaiserliche Schatzkammer. Noch ein Gittertor, noch ein Posten, doch diesmal öffnen erst einige Kopeken das Gitter, und nun stehst du in einem inneren Hofe des Palais, im ältesten Teile desselben, und dort vor dir, ganz eingeschlossen, eine niedrige Kapelle, so winzig und dürftig gegen die goldenen Kuppeln draußen. Als noch kein Stein stand von all diesen Palästen, als Moskau noch nicht war, stand diese Kapelle, „Erlöser im Walde“ hieß sie, sah dann Fürsten zu Kaisern werden, Kaiser kommen und gehen, Moskau 1812 in Asche liegen und wieder auferstehen im ewigen Wechsel der Zeiten.

Doch heute sollst du ja in der Gegenwart leben, sollst die Osternacht sehen und dich nicht in die Vergangenheit verlieren, so sehr der Ort auch dazu reizt. Ostersonnabend ist es, 11 Uhr abends, und es scheint, daß Moskau nur ein Gedanke beseelt: Nach dem Kreml! Zu Wagen, zu Auto, zu Fuß, alles konzentrisch auf diesen einen Punkt zu. Hastig vorbei an den auf Verkaufstischen auf den Straßen schön aufgebauten Osterkuchen, nur schnell nach dem Kreml! Die weiten Plätze dort oben sind schon schwarz von Menschen, oder erleuchtet von Menschen, denn jeder hat ja sein langes Wachslicht in der Hand, jeder ist in festlicher Stimmung, und trotz der Tausende von Menschen kein Gedränge. Da geht eine Rakete auf, dort von der anderen Ecke steigen Leuchtkugeln. Es ist kein Feuerwerk in unserem Sinne; stundenlang leuchtet und zischt es auf, bald hier, bald da. Plötzlich wird es noch heller, Hunderte und Hunderte von weißen und bunten Lämpchen flammen auf, die ganzen Kathedralen sind besät damit bis an die goldenen Kuppeln hinauf, sogar das hohe eiserne Tor ist dicht besetzt. Nun wird die weiße Stadt eine Märchenstadt. Ein ganz leichter Nebel gibt dem ganzen Bilde etwas noch Unwirklicheres; du mußt dir immer wieder klar machen, daß du es selbst und leibhaftig bist, der da steht zwischen all diesen fremdartigen Gestalten mit den brennenden Lichtern, dem Kaufmann in altrussischer Tracht mit hoher Pelzmütze, dem Popen im langen braunen Mantel mit lang herabhängendem Haar und Bart.

Mit merkwürdig dumpfem Klang fängt jetzt die Himmelfahrtsglocke an zu läuten. Sie ist aus mehreren aus dem Schutt des Brandes von 1812 ausgegrabenen Glocken gegossen. Vom Turm Weliki flammen rote bengalische Feuer auf und tauchen seine goldene Kuppel in Blut samt dem Riesengoldkreuz darauf, jenes Kreuz, das die Franzosen vor 100 Jahren mit großer Mühe herunterrissen, weil sie es für Dukatengold hielten. Nun öffnen sich die Pforten der Kirchen, und hinaus tritt die Osterprozession, die Popen in rot und goldenen Gewändern mit goldenen Fahnen und riesigen dicken Wachskerzen. Die Menge bekreuzigt und verneigt sich oder fällt auf die Knie, und dir selbst kommt in diesem Augenblick das Ahnen des Verständnisses für die russische Volksseele.

Die Prozession ist vorüber, nun kommt der Osterkuß! Da liegen sich die Menschen in den Armen. „Christ ist erstanden“, diesem Ostergruß und Kuß darf sich niemand entziehen.

Mit dem verlöschenden Licht zerfließt langsam das Märchenbild der strahlenden Kirchen.

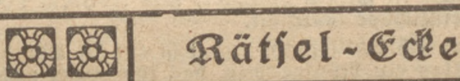



Bunte Chronik

* **Neue Heilmethode der Lungentuberkulose.** Der Berliner Professor v. Weninger hat ein neues Heilmittel gegen die Lungentuberkulose erfunden. Seine Methode bedient sich einer höchst einfachen Einatmungskur von wenigen Wochen in seinem Berliner Inhalatorium. Die Idee, die dem neuen Verfahren zugrunde liegt, war die, ein Gemisch von chemischen Stoffen auf dem Wege der Einatmung in die Lungen zu bringen, welches die Fähigkeit besitzt, den Tuberkulenbazillus direkt anzugreifen, indem er dessen wachsähnliche Hülle zerstört. Auf diesem Wege wird der tuberkulöse Prozeß direkt durch die Vernichtung seines Erregers zum Stillstand und schließlich zur Heilung gebracht. Nach jahrzehntelangen mühseligen Versuchen ist es jetzt dem Forscher gelungen, eine Komposition aus Uran, Thorium, Mangan und gewissen Säuren herzustellen, die geeignet erscheint, die erwünschte Wirkung herbeizuführen. Weninger nennt seine Erfindung „Ektoplasmin“, denn das Ektoplasma, die Wachshülle des Tuberkulenbazillus ist der therapeutische Angriffspunkt für sein Mittel.

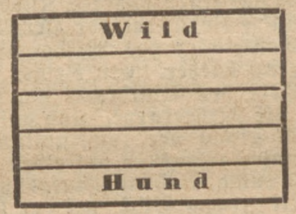
*

* **Der Handel mit Kokain.** Bei den Nachforschungen zur Aufdeckung des Handels mit Rauschgiften stellt die Berliner Kriminalpolizei fest, daß Kokain und Morphium aus den verschiedenen Apotheken auffallend viel auf ärztliche Rezepte bezogen wurden. Man glaubte zunächst, daß alle diese Rezepte gefälscht seien, bis schließlich der Verdacht auftauchte, daß hier nicht alles mit rechten Dingen zugehe. Der Polizei ist es jetzt gelungen, zwei Ärzte zu ermitteln, die ohne Untersuchung Leuten Rezepte ausgestellt und ihnen so zu Kokain und Morphium verholfen haben. Einer der Ärzte wurde festgenommen, der zweite vorläufig auf freiem Fuß belassen. Ein dritter, ein Dr. med. Konrad Rosenthal, der die ärztliche Staatsprüfung nicht abgelegt hat, zur Ausstellung von Rezepten also nicht berechtigt ist, wurde ebenfalls in Haft genommen. Dr. Rosenthal ist selbst starker Kokainist und verkehrt als ständiger Gast in Tanzdielen und Bars im Westen Berlins, wo er Bekanntschaft mit den Verbrauchern von Kokain und Morphium machte. Er bezog die Rauschgifte in großen Mengen von den Apotheken und verkaufte sie in kleinen Mengen weiter. Die beiden Ärzte stellten einzelne Rezepte aus, meist jedoch ohne die Patienten zu Gesicht zu bekommen. Bei einem der Ärzte in der Gegend des Schönhauser Tors, kamen die „Patienten“ sogar zur Nachtzeit, um sich das ihnen unentbehrliche Gift zu verschaffen. Die beiden praktischen Ärzte werden sich auch vor der Ärztekammer zu verantworten haben.




Rätsel-Ecke

Umwandlungs-Rätsel.



„Wie konnte nur das Wild meines Waldes so auf den Hund kommen?!“ rief der Förster. Wir verwandeln das eine Wort in das andere, indem wir dem Worte einen Buchstaben entnehmen, und dafür einen anderen hinsetzen.

*

Silbenrätsel.

Ba, be, cre, del, den, e, es, fant, feld, gen, gru, han, irr, la, le, loe, ma, ment, na, ne, or, ra, rei, se, sen, tas tat, te, ter, tum, wat, we, wi, wies.

Aus diesen Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Anfang eines deutschen Wanderliedes ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Verbandsstoff, 2. Dickhäuter, 3. innerer Körperteil, 4. Vertiefung, 5. Verzierung, 6. Trinkgefäß, 7. Gebirge in Polen, 8. deutscher Badeort, 9. falsche Auffassung, 10. Schrecken der Bergsteiger, 11. Raubtier, 12. Mann auf Tier, 13. deutsche Fabrikstadt, 14. Herstellungsort von Seide, 15. wichtiger bürgerlicher Beruf.

H. A. v. K.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.